

~~LK 775~~

Nekr B
0064

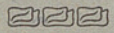
Zentralbibliothek Zürich

Zur Erinnerung

an Herrn

Pfarrer Oskar Brändli

zu St. Leonhard in Basel.



Gedenkblatt

für Verwandte und Freunde.

Mit einem Bildnis.

Der Reinerlös ist für unsere Krankenschwesternkasse bestimmt.



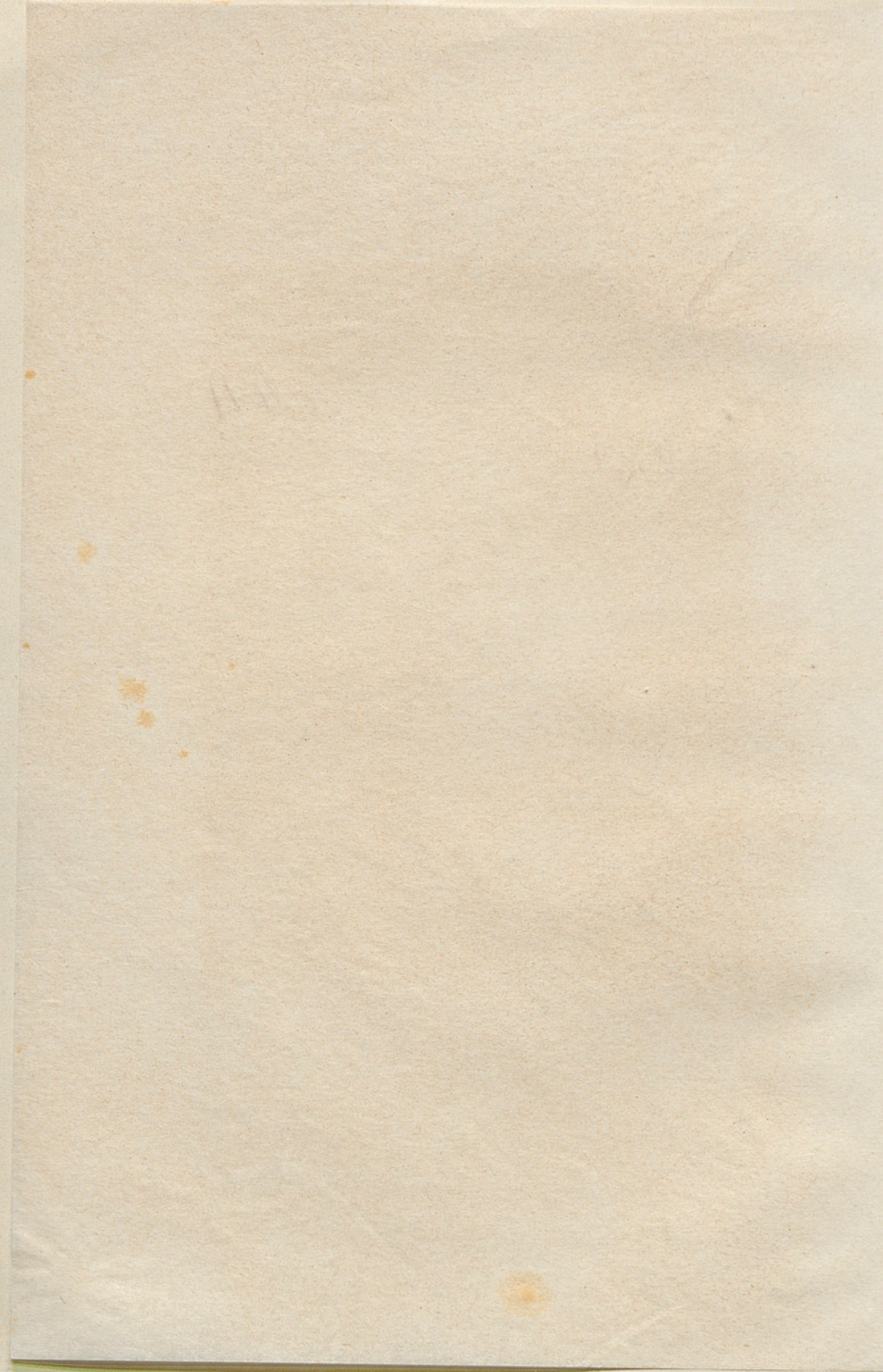
Buchdruckerei J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

6445
Red. Gachmann



Oskar Brändli
Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.

Geboren 30. November 1852. Gestorben 24. September 1906.





Oskar Brändli
Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.

Geboren 30. November 1852. Gestorben 24. September 1906.

Erinnerungen.

(Von Paul Brandt.)



Das Kind ist der Vater des Mannes."

Zu den körperlichen Eigenschaften, die wir vom Vater und von der Mutter erben, treten als die ersten und darum nachhaltigsten geistigen und gemüthlichen Einflüsse diejenigen hinzu, die ihr Beispiel und ihre Lehren uns mitgeben auf den Lebensweg.

Wie sehr das Elternhaus bestimmend auf Naturell und Charakter unseres Oskar Brändli eingewirkt hat, zeigt uns das Bild, das er selber in seinem Nachruf an den ihm vor 1½ Jahren im Tode vorangegangenen jüngern Bruder Emil von seinen Eltern entworfen hat, in dem wir zugleich einen tiefen Einblick in sein liebevolles Gemüt und seinen sonnigen Humor erhalten.

Er schreibt da:

„Der Vater stammte aus einer Bauernfamilie am Zürichsee. Doch fehlte in ihr das Vorbild gelehrter Berufsart nicht: ein Onkel mütterlicherseits war Sekundarlehrer in Männedorf und Herausgeber einer kleinen Gedichtsammlung, in der einige witzige Epigramme sich finden. Die Jünglingszeit unseres Vaters fiel in die Dreißiger-

jahre des vorigen Jahrhunderts, in jene glänzende Periode zürcherischer Geschichte, die dem Landvolk die langerstrebte Gleichberechtigung mit den Stadtbürgern brachte und auch den „Landknaben“ den Weg zu höherer Bildung bahnte. So kam auch der Landknabe Hans Heinrich Brändli von der trefflich geleiteten Sekundarschule in Richterswil an das reorganisierte obere Gymnasium in Zürich und gehörte dort in einer Klasse, aus der später bedeutende Männer des Staates und der Kirche hervorgingen, zu den Begabtesten und Tüchtigsten. Er rang mit dem spätern Helfer Heinrich Hirzel um den Primat in der Klasse. Doch hastete ihm schon damals ein linksches und schwerfälliges, zum Teil wohl mit seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit zusammenhängendes Wesen an, über das er Zeit seines Lebens nie herausgekommen ist. Seine spezielle Begabung wies ihn nach dem Uebergang an die neugegründete Hochschule auf das Gebiet der Mathematik und er hat später als Lehrer am Progymnasium in Burgdorf von den Fachmännern anerkannte wissenschaftliche Arbeiten über „das Problem des Mydorge“ und über einen andern Mathematiker „Pappus“ veröffentlicht. Doch sein vielseitig veranlagter, wissensdurstiger Geist beschränkte sich nicht auf sein spezielles Gebiet: er hatte etwas vom Polyhistor in sich und war daheim in den Schriftstellern des klassischen Altertums, in der alt- und mittelhochdeutschen Literatur, in der Universalgeschichte und in der Botanik. Seinen Söhnen ist es unvergeßlich geblieben, wie er ihnen, da sie noch kleine Knirpse waren, auf häufigen Spaziergängen in Wald und Feld in fast feierlichem Tone die lateinischen und hernach etwas „heimeliger“ die volksmäßigen Namen der Blumen und Sträucher am Wege einpaukte. Auch an den religiösen und theologischen Fragen ging er nicht

vorüber: die Veranlagung seiner Seele war religiös, die Erziehung im Elternhaus bildete diese Anlage weiter aus, und als er in Zürich die Studentenmütze der Zofinger trug, erlebte er den „Straußenkrieg“ und den Putsch vom 6. September 1839. Er stand als entschiedener und begeisterter Parteigänger auf Seite der „Strauße“, ohne daß dabei die Frömmigkeit seines Herzens Schaden genommen hätte. In seiner großen, alle Wissenschaften umfassenden Bibliothek, die er sich aus dem Erlös der von ihm erteilten Privatstunden allmählich erwarb, befand sich neben andern theologischen Werken auch „Das Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß.

Diesem begabten und gelehrten Manne blieb im Leben jeder äußere Erfolg versagt. Er trug reiche Goldbarren hinter seiner hohen, schönen Stirne, wie er auch sonst ein hochgewachsener und fast schöner Mann gewesen ist; aber ihm fehlte die Fähigkeit, dieses Gold auszumünzen, am allermeisten in der Schulstube vor heranwachsenden, ungeberdigen Knaben. Er kannte die Bücher, aber er kannte die Menschen nicht. Er lebte, wie eine Verwandte meinte, die der Fremdwörter nicht Herr war, „immer in höheren Sphären“. Er war kein Streber, er war nicht imstande, seinen geraden Rücken vor einem System zu beugen, und wenn er etwa litt unter Verkennung oder grundloser Nachrede der Menschen, so pflegte er sich zu trösten mit dem Buttler Schillers: „Ein jeder gibt den Wert sich selbst.“ Verbitterung und Menschenscheu kannte trotz seines widrigen Schicksals sein reines Herz nicht: er war und blieb bis zu seinem letzten Atemzug — er ist siebenzig Jahre alt geworden — ein Optimist, der an die Güte Gottes und an die Güte des Menschenherzens glaubte.

Dieser reich veranlagte und vielseitig gelehrte Mann

war zugleich der treueste Sohn und Familienvater. Als junger Privatlehrer hat er in Zürich sein spärlich Brot ehrlich und redlich mit den betagten Eltern und jüngern Geschwistern geteilt. Als verheirateter Mann hat er zwar die Leitung des Haushaltes und die Verwaltung seines bescheidenen Einkommens zuerst als Lehrer am Progymnasium in Burgdorf, dann während drei Jahren als Professor am Gymnasium in Schaffhausen und endlich als Lehrer am Knabeninstitut Kyffel in Stäfa am Zürichsee vollständig der Mutter überlassen. Er brütete bei Tag und bei Nacht über den schwierigsten mathematischen Problemen, aber was Brot und Milch und Bubenstuhe kosten, wußte er nie. Für sich selbst war er außerordentlich anspruchslos, herzlich dankbar und heiter am guten Tage und von köstlichem Humor, auch wenn Schmalhans Küchenmeister war. Er hat für Weib und Kinder getan, was wohl nicht jeder Vater getan hätte: als im Jahre 1865 die Mutter mit uns Kindern nach Zürich zog, um eine Herrenpension einzurichten, die dann freilich auch nicht rentierte, blieb er als Institutslehrer in Stäfa zurück. Aber jeden Samstag-Abend kam er nach Zürich herunter, jedoch nicht auf dem Dampfboot; er machte den vierstündigen Weg zu Fuß und kehrte am Sonntag-Abend zu Fuß wieder auf seinen Posten zurück. Er sparte die Ausgabe für die Fahrkarte, damit die Seinigen nicht darben mußten. In der Familienstube war er der nachsichtigste und gemütreichste Vater. Er war imstande, ein wissenschaftliches Werk zu studieren oder Schülerhefte zu korrigieren mitten im größten Kinderlärm, ohne daß er uns ansuhr oder auch nur Ruhe gebot. Was wir etwa an Mutwillen oder Ungehörigkeiten trieben, das sah und hörte er nicht, und die rotbebänderte weiße Birkenrute

wurde von seiner Hand nur dann über uns geschwungen, wenn es die Mutter gebot. In Zorn geraten sahen wir ihn nur, wenn wir ihn bei der Lösung schwieriger Schulaufgaben beigezogen hatten und wir uns dann als dümmer erwiesen, als seinem Vaterstolz erträglich schien. An Sonn- und Feiertagen führte er uns hinaus in Feld und Wald, immer lehrend und erklärend und auf eigentümliche Blütenbildungen und Naturschönheiten uns aufmerksam machend; in den häuslichen Mußestunden aber zeichnete er uns „Hühnchen“ auf die Schiefertafel — die einzige Kunst, auf die er sich verstand —, spielte mit uns Lotto und Domino und machte uns frühe mit den alemannischen Gedichten F. B. Hebels und den Kindermärchen Rückerts vom „Männlein in der Gans“ usw. bekannt, die er uns in pastoralem Ton und doch mit einem leisen Klang ins Humoristische vorlas. Der feine Natursinn und die herzliche Frömmigkeit des Wiesentalers haben es unserm Vater angetan und ihn durch sein ganzes, an Enttäuschungen so reiches Leben geleitet, bis er im Altersasyl zu Ellikon a. d. Thur die müden Augen schließen konnte.

Die Mutter, Antoinette Neukomm, von Rafz gebürtig, aber in Schaffhausen aufgewachsen, war die Tochter eines Kunstmalers, Heinrich Neukomm, der Panoramen und Dioramen malte und mit seinen Werken selber die Welt durchwanderte. Später machte er sich selbst, kam in Verbindung mit dem Besitzer des Schlosses Laufen und malte manche hübsche und von Kunstkennern geschätzte Ansicht des „Rheinfall“. Ich habe den stillen, freundlichen Großvater immer noch in bester Erinnerung, wie er mit sinnendem Ernst vor seiner Staffelei saß oder, seine Enkel an der Hand, Sonntagsgänge nach Flurlingen oder nach dem „Paradies“ machte. Seine zweite Tochter, unsere

Mutter, war von der Natur mit schmalem, länglichem, aber blühendem Gesichte und außerordentlich lebhaften Augen ausgestattet, die sie aber auch schon frühe mit einer Brille verunstalten mußte. Trotz der Sparsamkeit, die sie sich bei dem sehr bescheidenen Einkommen des Vaters zumal in den letzten Jahren ihres Lebens und bei der wachsenden Kinderzahl auferlegen mußte, verstand sie es doch, die Familienstube und ihre fünf Knaben und zwei Mädchen sauber und in guter Ordnung zu halten, ja selbst der Freude und dem Schmuck ein bescheidenes Plätzlein zu bereiten. Der Tisch war immer einladend gedeckt, auch wenn es nur geschwellte Kartoffeln mit Käse oder Butter gab: sie lehrte uns Butter und Käse in kleine Stücklein zerschneiden, im Kranze um den Rand des Tellers herumlegen und dann auf jeden Kartoffelbissen solch ein Stücklein Käse oder Butter streichen und mit fröhlichem Aufstun des Mundes verspeisen. Am Abend setzte sie sich mit uns in Schaffhausen in den Erker, in Stäsa vor das Haus ins Gärtchen und sang mit uns zu der von ihr gespielten Guitarre die alten, heimeligen Volkslieder oder einen ernstern Choral. Die Namens- oder Geburtstage in der Familie wurden immer gefeiert, wenn die Feier auch nur darin bestand, daß uns die Mutter etwas Eingemachtes aufs Brot strich oder daß wir den Eltern auf ihre Ehrentage einen Strauß von Feld- und Waldblumen auf verborgen gehaltenem Spaziergang zusammensuchten. Am 6. Dezemberkehrte immer der heilige Nikolaus bei uns ein, hielt uns in gutmütigem Polterton unsere Kinder-sünden vor und am Weihnachtsabend strahlte der liebe Tannenbaum und darunter lagen die einfachen, praktischen Geschenke: Strümpfe, Hosenträger, „Bajaderen“, Rappen, gefütterte Handschuhe und ein Teller mit einigen Anis-

brötchen, gedörrten Birnen und Nüssen. Das Christkind aber im himmlischen Gewand gab jedem eine freundliche Ermahnung, wie wir sie nötig hatten: dem Erstgeborenen, er solle seine Tränendrüsen besser bemeistern, der jüngeren Schwester, sie solle ihre Nase fleißiger putzen, und dem rasch reagierenden Emil, er solle nicht wegen jeder Kleinigkeit so großen Lärm schlagen usw. Am Neujahrsmorgen traten wir dem Alter nach mit Gratulationsbriefen, die wir am Sylvester unter viel Seufzen und Federkauen auf schön beblümtes Briefpapier geschrieben hatten, an den Frühstückstisch zu den Eltern, leisteten unter heißen Tränen Abbitte für alle „Sünden“ des abgelaufenen Jahres und versprachen in heiligstem Ernste, wir wollten sie im neuen Jahre nie, gar nie mehr betrüben. Solche Neujahrswünsche sind heute nicht mehr Mode, aber wir alle waren dabei immer sehr gerührt, und sie waren ja doch der Ausdruck des pietätvollen Geistes, der in unserm Elternhause herrschte. Vor allem hat uns die Mutter, und das ist der schönste und reichste Segen, den wir ihr verdanken, jenen Familiensinn eingeprägt, wo ein Glied dem andern Handreichung tut in der Liebe, der Aeltere eintritt für den Jüngern, der Stärkere für den Schwächern, der Gesicherte für den Gefährdeten. Bibelsprüche führten bei uns weder Vater noch Mutter im Munde; aber die Eltern hielten sich und wir Kinder wurden von der Mutter gehalten an das Wort: „Dienet einander, ein Jedes mit der Gabe, die es empfangen hat.“ Die Kraft aber zu solch treuer mütterlicher Tätigkeit schöpfte die Gute aus Gebet und Gottesdienst: ich habe ihr, da es noch keine geheizte Kirchen gab, an kalten Wintersonntagen gar oft den mit glühenden Kohlen gefüllten Chauffe-Pied in die Kirche getragen. In den letzten drei Jahren ihres Lebens wurde unsere Mutter

von den Sorgen des Lebens erdrückt und als sie im April 1868 noch einmal ein Töchterlein gebar, da war es um sie geschehen. Ein Jahr später löste sich unsere Familie auf."

* * *

Mit der Kurzsichtigkeit erbte der am 30. November 1852 in Burgdorf geborene Knabe auch eine gewisse Unbeholfenheit, ein etwas linksches Wesen, das ihm in Verbindung mit seiner schwachen Konstitution, den Sorgen, die er so frühe kennen lernte, und dem Tode der geliebten Mutter im Kreise seiner Schulkameraden vielfach ein eingeschüchtertes Wesen verlieh. Wenn er dessen ungeachtet unter seinen Klassengenossen am Zürcher Gymnasium, unter denen mehr als einer sich im engern und weitern Vaterlande einen Namen vom besten Klange erworben, allgemein geachtet und beliebt war, so hatte er das dem Erbe aus dem Elternhause zu verdanken: dem harmlos heitern Gemüte, dem für die Schönheit der Natur außerordentlich empfänglichen Sinn, dem starken Drang nach Wissen, dem goldenen Humor, dem scharfen, aber nie verletzenden Sarkasmus, die er von seinem seelenguten Vater, und dem bescheidenen, rastlos fleißigen, allzeit dienstfertigen Wesen, das er von seiner sinnig-ernsten Mutter geerbt.

Von der Begabung für die Mathematik, die seines Vaters Pathos war, ging nichts auf ihn über. Um so mehr liebte er die Sprachen und die Literatur. Die deutschen Dichter insbesondere zogen den Gymnasiasten mächtig an. Der Scherz der Jugend, ihr Sehnen und ihr Leid, ihr Schwärmen und ihr Hoffen: alles wurde ihm zum Gedicht, das er im trauten Freundeskreise vortrug. Ein Dichter zu werden, war einer seiner liebsten Jugendträume.

Sein starkes und reiches Innenleben zog ihn zur Theologie, für die ihn auch die hervorragenden Professoren gewannen, die damals an der Universität Zürich lehrten. Der geistvolle neutestamentliche Exeget Volkmar, der gemüthvolle Kirchenhistoriker Keim, der gediegene Ethiker und Homilet Alexander Schweizer und vor allem aus der ebenso tief- als scharfsinnige, ebenso freie als fromme Dogmatiker Alois Emanuel Biedermann waren des Studenten hochverehrte Lehrer, während der gelehrte Hebräer Heinrich Steiner ihn auch in das Studium der arabischen Sprache einführte. Der glänzende Kanzelredner Heinrich Lang aber hatte keinen fleißigern und aufmerksamern Hörer und keinen aufrichtigeren und dankbarern Bewunderer als unsern Oskar Brändli.

Im akademisch-theologischen Verein eroberte seine freundliche Bescheidenheit unser aller Herzen, während sein rastloser Fleiß, sein gediegenes Wissen und seine Freude am Kampfe der Geister ihm unsere Achtung gewannen. In den Stunden studentischer Gemüthlichkeit im Vereinslokal, wie bei den gemeinsamen Ausflügen und bei Spaziergängen im engern Kreise schloß sich sein weiches und reines Herz ganz auf. Wie viele unvergeßlich schöne Stunden haben wir da an den Hängen des Zürichberges verlebt, im hellen Sonnenschein der Morgenfrühe, wie im Mondenschein der stillen Nacht über alle Dinge zwischen Himmel und Erde diskutiert und disputiert, geschwärmt und phantasiert! Der blutarme Student, der so oft kaum seinen Hunger stillen konnte und dessen starker Familiensinn den Mangel an einem Heim so schmerzlich empfand, wie reich fühlte er sich da!

Dem bei allen seinen Studienkameraden so beliebten, bei allen seinen Lehrern so gut angeschriebenen Kandi-

daten standen, als er seine theologischen Studien zu beendigen im Begriffe war, bei dem damals herrschenden Mangel an Pfarrern eine ganze Reihe von Pfarreien zur Auswahl offen. Seine Bescheidenheit ließ ihn jedoch nicht zugreifen. Vielmehr war er überglücklich, im Frühjahr 1875 einem Rufe des greisen Pfarrers von Thalwil, des Sängerpfarrers Sprüngli, als Vikar folgen zu können, mit dem ihn die Liebe zur Poesie verband und unter dessen väterlicher Führung er sich in die Aufgaben des Pfarramtes hineinarbeitete, während er sich gleichzeitig auf das Schlußexamen vorbereitete, das er im Herbst mit Erfolg bestand.

In Thalwil ging er auch den Bund des Herzens mit seiner ihn nunmehr so schmerzlich vermissenden Gattin Alwine Schmid ein, die er am 13. März 1877 heimführte, nachdem ihn inzwischen im Juli 1876 die Gemeinde Schöffliisdorf zu ihrem Pfarrer gewählt hatte.

So hatte er nun endlich wieder ein Heim gefunden. Und in diesem eigenen Heim im stillen Wehntal, dessen freundliche Bevölkerung so sehr zu seinem Wesen paßte, erblühte ihm auch das Vaterglück, für das er geschaffen war, wie wenige. Denn hier wurden ihm seine beiden Töchter geboren.

Mit den Vorstehern der Gemeinde verband ihn aufrichtige gegenseitige Anhänglichkeit. Die Gemeindeglieder aber hatten ihren jungen Pfarrer lieb, wie einen Bruder.

So innig er jedoch in kürzester Frist mit seiner Gemeinde verwachsen war, so wenig vermochte die gewissenhafte Erfüllung seiner Amtspflichten die Tätigkeit des jungen Mannes ganz auszufüllen. Im „Religiösen Volksblatt“ erschienen aus seiner fleißigen Feder vielmehr zahlreiche Beiträge in Prosa und Poesie: kritische

Streifzüge „Aus Kreuz und quer“, erbauliche Artikel, Gedichte, Aphorismen, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn lenkten.

So konnte es niemand als ihn selbst überraschen, daß im Jahre 1880 aus der Stadt Basel, in der damals die Reform in heißen Kämpfen um die Freiheit des Glaubens innerhalb der evangelisch-reformierten Landeskirche rang, eine Anfrage an ihn gelangte, ob er sich in der St. Leonhardsgemeinde als dritter Pfarrer portieren lassen wolle. In seiner Bescheidenheit konnte er sich nur sehr schwer entschließen, Ja zu sagen, und als er am 12. September mit 561 gegen 418 Stimmen gewählt wurde, bangte ihm vor der Größe der Aufgabe, die ihm bevorstehe. Nicht als ob der Kampf, in den er damit aus dem stillen Frieden seiner ersten Gemeinde treten mußte, ihn erschreckt hätte. So friedfertig sein ganzes Wesen war, so sehr liebte er den frischen, fröhlichen Kampf der Geister, denn Klarheit und Wahrhaftigkeit gingen ihm über alles. Und außerdem wußte er, daß der Kampf um die Freiheit des Glaubens, der Forschung, des Wortes eine Notwendigkeit und ein Segen zugleich ist für Religion und Kirche. Und noch weniger schreckte ihn die Arbeit, die seiner in der großen Gemeinde einer modernen Stadt harnte. Denn wenn irgend einer, so war Oskar Brändli ein Arbeiter in des Wortes höchster und edelster Bedeutung: ein Mann, dem die Arbeit, die tägliche, unablässige, gewissenhafte Arbeit innerstes Lebensbedürfnis war.

Nein, einzig und allein seine Bescheidenheit war es, die ihn mit Zittern und Zagen erfüllte, als er den Ruf nach Basel annahm. Denn so hoch er jederzeit von seiner Pflicht dachte, so bescheiden dachte er von seinen Gaben und Leistungen. Je reiner sein Wollen war, desto geringer

erschien ihm sein Können. Und wenn wir, seine Studienfreunde, ihm aus vollem Herzen Glück wünschten zu der ehrenvollen Wahl, so antwortete er nur mit dem Hinweis auf seine schwachen Kräfte.

Allein wir kannten unsern Oskar Brändli besser, als er sich selbst kannte. Wir wußten damals schon, daß die Wahl auf keinen Würdigern hätte fallen können. Und heute, an seinem Grabe, herrscht darüber nur eine Stimme.

Was er in der Antrittspredigt, zwei Tage vor seinem 29. Geburtstage, seiner Gemeinde zu sein gelobte, ein Gehülfe ihrer Freude, das ist er die 26 Jahre hindurch nicht nur ihr gewesen, sondern uns allen, denn das hieß ihn sein Gott je und je jedem zu sein, den er auf seinem Lebenswege begegnete.

Das bezeugen seine Kollegen, die wissen, daß er sich neidlos ihrer Erfolge freute, rückhaltlos für sie eintrat, wo es nötig war, nie an seine Person dachte, immer nur an die Sache.

Das müssen alle bezeugen, die in irgendwelcher amtlicher Tätigkeit neben ihm gewirkt. Da war er immer zur Minute auf seinem Posten, allezeit mit seiner Arbeit pünktlich fertig, wahr in jedem seiner Worte, dienstfertig ohne Unterlaß, der ausgesprochenste Feind jeglicher Mache, aller Gespreiztheit und Pose, immer alle seine Kraft und Zeit zu opfern bereit, Dank und Anerkennung mit seinem herzlichen Lachen ablehnend, als ob es sich da immer nur um etwas ganz Selbstverständliches, durchaus Gewöhnliches handle.

Seine Predigten, wie alle seine Ansprachen bei freudigen und Trauer-Anlässen waren jeweilen auf's Genaueste vorbereitet und ausgearbeitet, das Produkt gewissen-

hastesten Fleißes, ohne daß ihnen jedoch der Geruch der Studierlampe angehaftet hätte, denn immer legte er das Beste seines weichen und weiten, tiefen und reinen, freien und frommen Herzens hinein.

Wenn uns ein freundliches Geschick in das Haus unseres lieben Freundes führte und wir im glücklichen Familienkreise am Mittagstische saßen, brachte er es nie über sich, wenn irgend jemand Rat oder Hilfe suchend ins Pfarrhaus zu St. Leonhard kam, zuerst sein Essen zu beendigen. Sein Herz ließ ihn keine Minute zögern, und wenn er wiederkam, saß wohl sein Körper unter uns, sein Geist aber und sein Herz, sie waren bei dem, der seiner bedurfte. Das haben sie alle gewußt, die Armen, die Witwen und Waisen, die Verlassenen und Verstoßenen, die Verirrten, die Gefallenen. Bei ihm, der aus eigener Kraft geworden war, was er war, und der zeitlebens für seine Person nie fremde Hilfe gesucht hat, fanden sie freundliche Geduld, liebevolles Verständnis, klugen Rat, werktätige Unterstützung.

Aber am besten kannten ihn die Kinder, seine Schüler, die Knaben, die seinen Unterricht besuchten. Er, dessen Vater in der Taufe Pestalozzi's Vornamen erhalten und den es so mächtig freute, daß der Geburtstag seines Knaben gerade auf denjenigen des großen Kinder- und Volksfreundes fiel, zu dessen Ehren er denn auch seinen Knaben nach ihm Hans Heinrich taufte, liebte alle Kinder, als ob es seine eigenen wären. Weil er sich selber ein Kinderherz bewahrt hatte, fühlten sich alle Kinder zu ihm hingezogen. Sie wußten: er verstand sie, er verstand sie ganz, ihre Schwächen wie ihre Vorzüge, ihre Torheiten und ihre Fehltritte. Vor ihm hatten sie keine Geheimnisse. Ihr Leid war sein Leid, ihre Freude sein

Glück. Wie manchen hat er wieder aufgerichtet, wenn er gestrauchelt war! Wie manchem wies er erst den Weg, auf den ihn seine Anlagen wiesen, ohne daß er selbst oder seine Eltern dies erkannt hätten! Und wie strahlten unseres lieben Freundes Augen, wenn der Brief eines seiner Schüler ihm, vielleicht nach Jahren, oft aus weiter Ferne, die frohe Botschaft brachte, es gehe dem Brieffschreiber gut da draußen in der Fremde und seinen Pfarrer werde er nie vergessen.

Aber all die fortgesetzte Anspannung aller seiner Kräfte, all diese Arbeit, Mühe, Sorge mußten den von Natur zarten Körper nach und nach unterminieren. Dem Magen wurde zu wenig Beachtung geschenkt. Das Augenlicht nahm immer mehr ab. Dem schwachen Herzen wurde zuviel zugemutet. Die Nachtruhe war zu oft verkürzt worden. Nun blieb sie mehr und mehr aus. Denn auch in den Ferien spannte unser Freund nur einmal ganz aus, als er den glücklichen Einfall hatte und auf Zureden hin ausführte, für die Dauer seiner Ferien ein Generalabonnement zu kaufen, das er, der warme Freund der Natur und treue Sohn des Vaterlandes, dann an jedem schönen Tage zu Ausflügen nach allen Seiten benützte, so daß ihm für anderes keine Zeit mehr übrig blieb. Sonst aber hatte er immer eine Reihe Arbeiten auf die Ferien verspart, so daß auch diese seinem Körper und seinem Geiste nicht die Ruhe bringen konnten, deren sie doch so bedürftig gewesen wären.

Gerade aus seinen letzten Ferien, die er mit Rücksicht auf das schweizerische Predigerfest, an dessen Vorbereitungen er stark beschäftigt war, nicht bis zu ihrem Ende benutzt und von Anfang an nur halb, unter beständigen Gedanken an die seiner harrende Arbeit, genossen hatte, kehrte er,

statt neu gekräftigt, vielmehr abgesspannt und müde heim. Dieses Gefühl der Müdigkeit wurde er nicht mehr los. Allein sein Pflichtbewußtsein ließ ihn nicht ausspannen, ja nicht einmal anderen, als seiner Gattin und seinen Töchtern gegenüber etwas von dieser Müdigkeit verraten. Ach er meinte, diesem Müdigkeitsgefühl als einer Schwäche nicht nachgeben zu dürfen.

Ob wer ihn kannte, wie wir ihn kannten, verstand ihn nur zu gut und begreift insbesondere, wie unsäglich weh es ihm tun mußte, der immer für Kollegen einzuspringen bereit war, aber nie daran dachte, von anderen zu verlangen, was er ihnen zu Gefallen getan, als er in der Nacht vom Freitag auf den Samstag zur Einsicht kam, daß er am Sonntag nach dem Betttag nicht mehr predigen könne, sondern einen Kollegen bitten müsse, ihn vertreten zu wollen. Er sagte keinem Menschen etwas. Je tiefer einer fühlt, desto weniger zeigt er von dem, was sein Innerstes bewegt. Das Schwerste, was wir durchzukämpfen haben, müssen wir allein mit uns selbst ausmachen. So rang auch Oskar Brändli mit seinem Gott. Es war zu spät. Seine Kraft reichte nicht mehr aus. Nach einer schlaflosen Nacht wurde die Melancholie, die schon den Jüngling oft mitten im lautesten Jubel der Freude überfallen hatte, über ihn Meister. Der treueste Gatte, der zärtlichste Vater, vergaß in einem Augenblick geistiger und gemüthlicher Umnachtung die so innig geliebten Seinigen. Er sah alles schwarz um sich: die abermalige Qual seines alten Magenleidens, die drohende Erblindung, die für seine Arbeitsfreudigkeit unerträgliche Arbeitsunfähigkeit, und rasch entschlossen, wie er es immer war, wo der Moment es verlangte, warf er einige Abschiedsworte auf's Papier und eilte am Morgen des 24. September in den Rhein.

„Ich kann das Leben nicht mehr ertragen,“ hatte er seinen Freunden geschrieben. Ach ja, schon in zartester Kindheit hatte es ihn mit rauher Hand angefaßt. Und lange, lange Jahre kam er nie aus den Sorgen und Kümernissen heraus. Noch im letzten Jahre hat ihn der Tod seines Bruders Emil in tiefes Herzeleid gestürzt. Und da sein Pflichteifer ihm, den das Schicksal so wenig geschont hatte, nicht gestattete, sich selbst zu schonen, so riß eines Tages plötzlich die zeitlebens beständig so stark gespannte zarte Saite, so daß sie zersprang.

In unseren Herzen jedoch, in den Herzen seiner Lieben zumal, seiner Jugendfreunde sodann, aber auch aller anderen, die unsern Oskar Brändli gekannt, klingen ihre reinen Töne weiter, so lange wir leben.



Ansprache

gehalten im Trauerhause, von Pfarrer Leonh. Kagaz.



Psaln 36, 10:

Bei dir ist die lebendige Quelle
und in deinem Lichte sehen wir das
Licht.

Werte Leidtragende,
Liebe Trauerfamilie!

Ist es Wirklichkeit oder ist es nur ein schwerer Traum?
Es muß ein Traum sein, es ist nicht anders möglich.
Es kann ja nicht sein, daß eine Versammlung von
Leidtragenden hier in diesen Räumen beisammen wäre, wo
wir ja vor einigen Stunden, meinen wir, mit ihm ge-
plaudert haben. Wir werden diesen furchtbaren Traum
abshütteln, diese dunklen Bilder werden zerfließen im klaren
Morgenlicht und wir werden mit einem Lächeln der Be-
freiung sagen: „Wie froh sind wir, daß es ein Abdruck
war und es konnte unmöglich etwas anderes sein!“ Ach,
verehrte und liebe Anwesende, das waren Tage, wo das
Leben ein böser Traum wurde und der böseste Traum
Leben. Und so soll es denn wirklich wahr sein, daß wir
hier sind, so von unserem Oskar Brändli Abschied zu
nehmen, daß er so von uns scheidet? O, gewaltiges Ge-
heimnis der menschlichen Geschehe! Das hellste Leben

plötzlich eingetaucht in düstere Tragik! Das Unwahrscheinliche, Unmögliche Wirklichkeit!

Unsere Gedanken eilen zuerst rückwärts. Die Stunde verliert ihre Macht, die Erinnerung spricht. In dieses Haus sind wir Freunde eingelehrt schon vor Jahrzehnten und so oft wir den Fuß über die Schwelle setzten, ward es uns wohl. Was waltete hier für ein Zauber, der das Herz freundlich und friedebringend umfing? Wir fanden hier ein Familienleben von vorbildlicher Innigkeit. Wir schauten einen Mann, der nach Jahrzehnten der Ehe dem Weibe seiner Jugend die Zartheit und Poesie der ersten Liebe bewahrt hatte. Die beiden Mädchen hatten einen Vater mit dem Herzen eines Dichters, eines Kindes und eines Weisen, aus dem beständig Gemütsreichtum, Sonnenschein und unaufdringliche Lehre floß. Einen stillen Wunsch hegte er tief im Herzen und siehe, er wurde erfüllt. Der Knabe kam und gedieh prächtig und wurde des Vaters kleiner Freund und es hat nicht oft ein Knabe einen Vater, der so in des Sohnes Seele lebt, ihn so versteht und so glücklich ist im Geschenk des Kindes. Man spürte es, wie diese Liebe und Treue, Herzenswärme und Gemütsiefe das Haus durchwaltete und das Wort drängte sich auf die Lippen: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen.“ Und wenn er dann selbst kam, der Gute, dann klang vom Gange her schon seine frohe Stimme, vielleicht sein Lachen; ein Wort des Witzes oder Scherzes auf der Zunge trat er herein und die Sonne schien. Wo wir aber Leid zu ihm trugen und wir taten es oft, da wußten wir, daß es wohl geborgen sei, wir spürten die verstehende treue Güte. Ja, darum kamen sie auch in hellen Scharen, die seelisch oder ökonomisch Bedrängten, und streckten die Hände aus nach seiner Seele und nach seiner offenen Hand, und er, er

gab nicht nur von dem, was er im Ueberfluß hatte, seinem Gemüthe, er gab auch, wo er selbst kein Besizender war, er gab Geld und gab Hilfe jeder Art und gab immer etwas dazu, was mehr wert ist als alles andere, Liebe. Das erfuhren die Menschen und weil die Welt so arm an diesem Besten ist, wenigstens für viele Menschen, und die Menschenherzen doch gierig gerade nach diesem einen verlangen, kamen sie immer zahlreicher und wollten empfangen und er gab, gab die Mittel, die er hatte, gab über Vermögen, gab seine Tage und seine Abende, seine Kraft, sein Augenlicht und alle nahmen und hielten es für ganz natürlich und gingen getröstet. Hierher aber, an diese Stätte, wo wir nun um ihn trauern, kamen die, die vielleicht am meisten bedürftig sind, ohne es zu wissen: die Jugend. Da blickten Knabenaugen, gute, reine, ehrfürchtige, lebensfrohe, aber auch trokige, freche, von frühem Leid oder früher Sünde zeugende. Und er schaute sie an, mit äußerlich kurzächtigen, seelisch scharfschtigen Augen, voll Freude in die hellen, reinen, voll herzlichen Erbarmens in die trüben, und hier floß seine Liebe erst recht in Strömen; sie überglänzte auch Torheit, Undank, ja Bosheit, sie folgte sozusagen jedem einzelnen auf der späteren Bahn. Drüben arbeitete er sinnend, lesend, schreibend an den großen geistigen Aufgaben der Zeit — wohl dem, der das tun darf! Auch dies tat er in reinem und freudigem Sinne. Habe tausend Dank, du Guter, Edler! Und nun sollst du so Abschied nehmen? Dein helles Bild auf einmal so verwandelt — noch können wir es nicht recht fassen.

Za, liebe Leidtragende, verwandelt ist das Bild unseres Freundes, ein gewaltiges Geschie hat die Züge tiefen, unserem Nachsinnen uuerreichbar tiefen, ins Geheimnis sich verlierenden Leides hineingeschrieben. Aber wir sagen

es laut: ein reines Bild ist es geblieben und im Grunde doch das gleiche Bild. Und dieses Haus, in dem wir so viel Gutes empfangen, bleibt uns heilig, ja es ist uns heiliger als zuvor. Denn was hat mehr Kraft, zu heiligen, als gewaltiges Leid? Hier hat eine Menschenseele ganz für sich einen Kampf gegen des Lebens dunkle Gewalten gestritten, an den wir nicht recht denken dürfen. Ein kindlich reines Gemüt hat sich abgequält mit Fragen, die spielend zu lösen gewesen wären und sich schwermütige Vorwürfe gemacht, wo auch so gar kein ernstlicher Anlaß dafür vorlag. Es war, ohne daß er es wußte, die wachsende Macht der Krankheit, die ihm Gespenster aus dem Nichts erschuf und die Wirklichkeit ins Unermeßliche vergrößerte. Aber wie zeugt es doch für seine Lauterkeit und seinen Gewissensernst, daß kleine Dinge ihn so drücken konnten! Hier kämpfte er bis auf den Tod und zeigte den Seinigen und den Freunden ein frohes Gesicht, und nahm an ihren so viel kleineren Leiden teil und riet und half ihnen — und trug selbst alles, alles allein. Sie hätten alle so gern mit ihm getragen, er aber wollte allein tragen; der so viel Liebe gegeben, wollte nicht Liebe nehmen, er wollte schonen, bis er erlag. Als er forteilte, fortgerissen von der Macht der Krankheit, seiner Gedanken und Entschlüsse nicht mehr Herr, ohne Abschied, er, der Liebende, da tat er es, weil er unter dem furchtbaren Bann der Schwermut wähnte, ihnen so am meisten zu nützen. So ist er im Sterben doch gewesen wie vorher im Leben: herzensrein und herzensgut, selbstlos bis zum äußersten. Uns überwältigt es nun ganz, zu denken, wie wir unseres Weges gingen, ohne zu sehen, was er trug und litt, wie wir meinten, er sei nun einmal der stets Heitere und Gefasste, während er viel schwerer trug

als wir, — mehr als je steht er vor uns in der Größe seiner Güte. O Freund, du bleibst uns, der du warst, aber es ist eine Tiefe in dein Bild gekommen, die dich noch größer macht, daß du auch in uns tiefer wohnst als zuvor. Ja, dieses Haus ist nun erst recht, was es vorher war, eine Stätte großer Liebe! Wir dürfen freien Auges rückwärts blicken!

Darum aber, weil wir rückwärts blicken dürfen ohne Scheu, wollen wir auch tapfer vorwärts schauen. Wir schauen aber, wenn wir uns zum Vorwärtsschreiten Mut holen, aufwärts. Dazu fordert uns ja schon diese Stätte auf, wo er so oft gerungen hat um Licht aus der Höhe und Kraft von Gott her. Dürfen wir aufwärts schauen? Gewahren wir in diesem Dunkel etwas vom Lichte göttlichen Waltens?

Verehrte Anwesende! Es geschieht im Geiste des Berewigten, wenn wir auch in dieser Stunde an das Licht glauben. Wir wissen bestimmt, daß er wahnumfangen doch an Gott und Menschen nicht zweifelte oder verzweifelte. Ein frommer Optimismus war stets sein Bekenntnis. Ich erinnere mich lebhaft, daß er nach dem Münchensteiner Unglück dieses Bekenntnis in einem aus der Tiefe geschöpften „dennoch“ aussprach. Als wir am Montag das Schwerste getan und den nun so friedlich Blickenden auf den hohen Uferrand unter Weiden gelegt hatten und der Nachglanz der eben versunkenen Sonne auf sein Antlitz fiel und als wir dann durch den Abend nach Hause fuhren, da kam es nach all den allzuharten Eindrücken des Tages auf einmal über mich wie eine große Ruhe: „Und dennoch ist Gott die Liebe auch hierin!“ Es wurde mir gewiß, daß nicht nur in diesem Leben, sondern auch in diesem Sterben etwas von dieser Güte sei, auch wenn

wir sie nicht sehen können. Und nun stehe ich hier vor Euch, verehrte und liebe Familie, und schaue die Größe Eures Wehes und weiß, daß nur große Gedanken Euch helfen können. Und so gebe ich Euch das Beste, was ich geben kann und sage: wir glauben an die Liebe Gottes! Sie ist zu groß für unsere Gedanken, aber sie kündigt sich unserem Herzen so an, daß es nicht ganz von ihr los kann; sie erklärt uns nicht die Rätsel der Menschengeschicke, aber sie steht über den Rätseln. Jesus Christus hat uns gelehrt, sie auch in den tiefsten Tiefen des Lebens zu finden. Ihr übergebet den Geliebten! In ihr ruht er. Sie ist unendlich groß. Sie ist auch größer als dieses Weltwesen und führt ihre Kinder auf einer unendlichen Bahn. Sie führt oft ihre besten Kinder am tiefsten hinunter, aber alle Finsternisse müssen noch einst zerfließen vor dieser Sonne für die, die sie lieben. Darum sind wir solche, die nie sagen: „Es ist fertig“, wir haben eine gewaltige Hoffnung. Dennoch! Und wenn wir eine Weile seine Fußspuren verlieren im Dunkel, dennoch gehen wir ihm nach, denn er geht vor uns her, er wartet uns mit Licht und Freude. „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!“

So kommet denn und werfet alle die schweren Gedanken, die Grab und Tod umgeben, in diesen Strom. Er wird sie verwandeln, das Dunkle wird hell und der Tod Leben werden. In Gott und mit Gott kann alles, wirklich alles ohne Ausnahme zum Guten dienen. Es ist ja ein letztes Wort des Verewigten selbst an Euch: „Gott wird weiter helfen.“ Er hilft gewiß kraft eines Gesetzes, das die Welt beherrscht, daß wo Opfer gebracht werden, Segen und Freude erwächst. Welche Opfer der Liebe und des Schmerzes hat er gebracht; sie müssen sich in Gutes für seine Geliebten verwandeln. Glaubet daran!

Und noch eines: der Verewigte hat außer dem Meister und seinem größten Apostel wohl keine Gestalt der Geschichte so geliebt wie Zwingli, Zürichs Held und Reformator. Dieses Reformators Gedanken gipfeln aber darin, daß Gott alles in allem sei und in allem geehrt werde. Darum handeln wir zum Schlusse recht im Geiste des Entschlafenen, wenn wir alle Gedanken der Trauer und des Trostes zusammenfassen und zur Ruhe bringen in einem, wenn wir das Herz in die Höhe heben, einen Triumphruf anstimmen, der über jede Finsternis siegt und sprechen: Soli deo gloria — Gott allein sei Ehre!

Amen.



Personalien.

(Verlesen bei der Beerdigung.)



Oskar Brändli wurde geboren am 30. November 1852 in Burgdorf, Kanton Bern, als das zweitälteste von acht Kindern des Gymnasialprofessors Heinrich Brändli von Wädenswil, Kt. Zürich, und der Antoinette Neukomm.

Von seinem Vater sagt der Verstorbene in seinem Gedenkblatt für Verwandte und Freunde: „Er war von einer wunderbaren Harmlosigkeit und Gutmütigkeit und wanderte wie ein Fremdling durch eine beständig von Interessenkämpfen erfüllte Welt: er war ein Optimist, der an die Güte Gottes und an die Güte des Menschenherzens glaubte.“

Seine Mutter schildert der Sohn als eine gute Frau von stark ausgeprägtem Familiensinn und strengster Hingebung an ihre Pflichten, zu der sie die Kraft aus Gebet und Gottesdienst schöpfte.

Von diesen Eltern empfing Oskar eine Erziehung, die ihn früh in den Ernst des Lebens einweihete, aber sein grundfrohes Kindergemüt ging ihm dabei nicht verloren. Den ersten Schulunterricht empfing er in Burgdorf, Schaffhausen und Stäfa, wo sein Vater nacheinander in Stellung war. In Zürich durchlief er das Gymnasium und verlor schon 1868 nach der Geburt ihres letzten Kindes seine von

Sorgen aller Art aufgeriebene treffliche Mutter. Im Religionsunterricht von Diakon Heinrich Hirzel in Zürich empfing der für alles Gute und Wahre empfängliche Jüngling religiöse Eindrücke mächtiger Art, die wesentlich dazu beitrugen, daß er sich zum Studium der Theologie entschloß, und die Predigten von Heinrich Lang am St. Peter erfüllten des Studenten Seele mit glühender Begeisterung.

Unter den theologischen Lehrern, die nachhaltig auf ihn einwirkten, waren besonders Alex. Schweizer, Biedermann, Volkmar und Keim. Da sein Vater mit Alex. Schweizer befreundet war, nahm dieser den armen Studenten in sein Haus. Unter seinen Studiengenossen gewann er durch seinen sprudelnden Geist, seine Seelengüte und seinen reinen Frohsinn Freunde für's ganze Leben, und bei ihren jährlichen Zusammenkünften fehlte er womöglich nie.

Im Frühjahr 1875, noch bevor er sein Staatsexamen bestanden, kam er als Vikar zum betagten Pfarrer Sprüngli in Thalwil, an dem er ein Vorbild treuer Amtsführung hatte und von dem er väterlich geliebt wurde. Im Juli 1876 wählte ihn die Gemeinde Schöfflisdorf im zürcherischen Wehntal zu ihrem Pfarrer, und am 13. März 1877 vermählte er sich mit Fräulein Alwine Schmid von Thalwil, die er in seiner Vikarszeit dort kennen gelernt. In glücklicher Ehe gab sie ihm die beiden Töchter, welche jetzt mit der Mutter den treu besorgten, innig geliebten Gatten und Vater und Bruder sich so plötzlich entrisen sehen.

Nur vier Jahre dauerte sein Wirken im idyllischen Schöfflisdorf. Im vollsten Frieden mit seiner Gemeinde, von ihr innig geachtet und geliebt, auch in weiten Kreisen bekannt geworden durch seine Aufsätze und Gedichte im „Relig. Volksblatt“, konnte er sich nur schwer dazu entschließen, einem an ihn ergehenden Ruf der St. Leonhards-

gemeinde in Basel zu folgen. Am 12. September 1880 wählte ihn diese Gemeinde nach heißem Kampf zwischen den damals einander entgegenstehenden Richtungen, mit 561 gegen 418 Stimmen zu ihrem dritten Pfarrer und am 28. November gleichen Jahres trat er in dieser Kirche sein Amt an, mit einer tiefgründigen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Predigt über 2. Korr. 1, 24: Nicht daß wir Herren seien über euern Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude!

Diejenigen, welche nun alle die 26 Jahre hindurch seine amtliche Tätigkeit ohne Voreingenommenheit beobachtet, werden es an seinem Grabe gerne bezeugen, daß er nicht nur ein überaus begabter, sondern auch ein fleißiger, gewissenhafter und treuer Mann in seinem Beruf war. Er hat das Wort des Apostels gehalten: Nicht ein Herr über den Glauben der Gemeinde, sondern ein Gehilfe ihrer Freude. Wer seine von Jahr zu Jahr wachsende Arbeit als Prediger, Jugendlehrer und Seelsorger, als Freund der Armen und Kranken, seine Tätigkeit in Vorträgen und als Herausgeber des „Schweizerischen Protestantenblattes“, seine Mitarbeit in Behörden und Vereinen, als Vater und Leiter des liberalen Kirchenchors und des Vereins junger Zwinglianer, als Sekretär des Kirchenrates und so vieles andere — zu überschauen in der Lage ist, der muß von ihm den Eindruck eines Mannes von seltener Arbeitskraft und hingebendster, beharrlichster Treue empfangen haben.

Er durfte es deutlich fühlen, daß man ihm in seiner Gemeinde und weit hinaus über ihre Grenzen unbedingte Hochachtung und aufrichtige Liebe entgegenbrachte, was sich in der wachsenden Zahl seiner Kasualien und besonders deutlich, ja in rührender Art, vor einem Jahr bei der

Feier seiner 25 jährigen Amtstätigkeit zu St. Leonhard offenbarte.

So durfte man ihn für einen glücklichen Mann halten, und wir, seine Freunde und seine Gemeindegengenossen, sahen ihn selten anders als frohgemut und köstlich im geselligen Kreise. Er hat ja wohl auch etwa geseufzt über religiöse Gleichgültigkeit und einen allem Idealen abgestorbenen Sinn, aber wenn sein gehaltvolles und herzliches Predigtwort nicht immer viele zu erreichen vermochte, so nahm er sich nur desto eifriger des Einzelnen an, namentlich derer, die unter dem Druck ökonomischer Not und sittlicher Entgleisungen seufzen. Da kannte sein grundgütiges, mitleidiges Herz keine Ermüdung. Ein Optimist wie sein Vater glaubte er in aller Not der Zeit und in allen Verirrungen immer wieder an einen guten Ausgang, an Gottes Güte und an die Güte des Menschenherzens. Das werden ihm hunderte, namentlich arme Schüler, für die er schrieb und lief und väterlich sorgte, bezeugen. Sie werden sagen: „Sie haben einen guten Mann begraben und mir war er mehr!“

Und wenn er sich im Amt auch oft übermüdete und namentlich seinem schwachen Augenlicht mehr zumutete als gut war, so genoß er doch immer wieder die Erquickungen eines wohlgeordneten Familienlebens, dem er mit ganzer Hausvaterstreue vorstand und in welchem besonders der spätgeborene, erst zehnjährige Knabe sein Vaterherz mit der innigsten Freude und Hoffnung erfüllte.

Darum stehen wir jetzt verblüfft und geschlagen vor der Tatsache, die so völlig unerwartet, wie ein Blitz vom heitern Himmel, sich vor uns hinstellt und uns sagt, daß unser lieber Pfarrer, Familienvater, Bruder und Freund schon längere Zeit im Verborgenen und Stillen ein kranker

Mann muß gewesen sein, über dem die Wolke schwerer, schwarzer Melancholie gehangen. Denn am letzten Montag den 24. September, morgens zwischen acht und neun Uhr, verließ er das Haus und die Stadt, ohne von jemand Abschied zu nehmen, offenbar in einem plötzlichen Anfall von Geistesstörung, und zwei Stunden später wurde seine Leiche aus dem Rhein gezogen, nachdem er sein Leben auf 53 Jahre, 9 Monate und 25 Tage gebracht.



Leichenrede

gehalten in der St. Leonhardskirche, von A. Altherr.



Trauernde Anverwandte, Gemeindegossen,
Kollegen und Freunde!

Nun heißt es stark sein. So ungeahnt und plötzlich hereingebrochen, so erschütternd und niederschmetternd der Schlag ist, der uns alle, voraus freilich die Familie des lieben Abgeschiedenen, aber fast ebenso schwer unsere Leonhardsgemeinde, alle seine Freunde in unserer Stadt und weitherum im Vaterland getroffen hat — Gott wolle uns stark machen, daß wir uns wohl vor ihm beugen in Demut und Ergebung, aber im übrigen Vertrauen und Mut nicht verlieren.

Wir stehen vor einem Rätsel, einem für uns unlös-
baren Rätsel. So häufig es vorkommt, in allen Ständen
und Klassen vorkommt, bei Menschen der verschiedensten
religiösen und politischen Richtungen vorkommt, daß sie
in einen selbstgesuchten Tod gehen — in diesem Fall
können wir es fast nicht begreifen; wir fragen uns immer
wieder: Ist es denn wirklich wahr? Wie ist es nur
möglich gewesen?

Natürlich suchen wir nach Gründen und Erklärungen,
aber sie erklären uns die Sache doch nicht; diese bleibt
uns dunkel und rätselhaft, volles Geheimnis.

Wenn man sagt, der liebe Abgeschiedene sei überarbeitet, nervös herunter gewesen — das sind viele vor ihm auch gewesen, und sind viele neben ihm auch, ohne daß sie an sich und am Leben verzweifeln.

Man vermutet, er habe allerlei Schweres durchmachen müssen — er laborierte seit vielen Jahren an chronischem Magenleiden, er wußte, daß seinen überarbeiteten Augen die Erblindung innert weniger Jahre sicher bevorstand — aber gerade er war ja immer der Mann, der von Jugend auf allerlei Schweres mannhaft, ruhig und tapfer ertrug. In den Leiden des Amtes, die wir miteinander trugen und teilten, war er immer wieder der Glaubende, Hoffende, Liebende; gerade er war es, bei dem man sich immer wieder Mut und Freudigkeit holen konnte.

Und wenn man daran erinnert, daß er vor anderthalb Jahren seinen geliebtesten Bruder Emil, den unvergesslichen Pfarrer der Stadt St. Gallen, verloren, was ihm unfählich müsse zugesetzt haben — in seiner frommen und freien Weltanschauung verstand er auch solch herzbewegende Geschehnisse und trug sie und tröstete sich und andere als ein Mann und als ein Christ.

Also alle diese und andere Erklärungen, die gesucht werden, machen uns die traurige Tatsache nur noch ungreiflicher, statt sie uns aufzuhellen.

Wir müssen uns zu einer andern Auslegung entschließen. Leib und Seele hängen zusammen. Kraft und Vermögen eines jeden Menschen haben ihre Grenzen. Wenn körperliches und seelisches Leiden einen gewissen Grad erreichen, so greifen sie schließlich die zentralen Organe an, von deren Gesundheit unser Urteilsvermögen und unser Seelenzustand abhängig ist. Wenn einzelne Partien des Gehirns erkranken, so entstehen Wahneideen,

schreckhafte Vorstellungen und Einbildungen, gegen welche des Menschen Kraft, Herzensgüte und Frömmigkeit nicht mehr aufzukommen vermögen und schließlich nichts mehr vermögen.

Das war beim lieben Abgeschiedenen der Fall, und das sagen wir nicht zur Verschleierung des Tatbestandes, wir haben schriftliche und mündliche Zeugnisse dafür.

Die mündlichen Zeugnisse haben wir aus der Familie, die jetzt allerlei Aeußerungen versteht, die er seit Jahren öfter getan hat, er sei halt ein armer Mann und werde bald ein blinder Mann sein und man werde es noch erleben, daß er dem Irrenhaus zugehe.

Die schriftlichen Zeugnisse haben wir in einem kleinen Brief, den er eine Stunde vor seinem Weggang seinen nächsten Freunden zukommen ließ. In diesem erschütternden Brief klagt er sich selbst an, und die strengsten Nachforschungen haben ergeben, daß seine Selbstanklagen und Befürchtungen ganz krankhafter Art waren. Unter dem Druck schwerer Melancholie, krankhafter Wahnideen hat er seine Familie, seine Gemeinde und uns alle verlassen; er könne nicht anders, er müsse in den Tod gehen.

Und wenn wir entgegnen wollten, man habe ihm in der Gemeinde und im Kreis der Freunde nie etwas angemerkt; er habe am letzten Vortag noch eine vollkommen geistesklare Predigt voll sittlichen Ernstes und frommer Zuversicht über Psalm 122 gehalten, ja er sei noch am letzten Sonntagabend in seiner Familie bis zehn Uhr ausgeräumt und fröhlich gewesen, fröhlicher als seit langem nicht — so ist durch die Erfahrung vielfach konstatiert, daß gerade die starken und feinen Seelen unter den Melancholikern imstande sind, nach außen fröhlich zu scheinen, während die Grundfesten des Innern schon erschüttert und

gebrochen sind, bis plötzlich die furchtbare Spannung in plötzliche Geistesverwirrung übergeht und explodiert.

So ging es mit unserm lieben, unvergeßlichen Gatten und Vater, Bruder und Freund, Pfarrer Oskar Brändli. Wir verstehen erst jetzt, was ihn sein nach außen froh scheinendes, erfreuendes und tröstendes Wesen muß gekostet haben; es war eine Perle, die uns eine Seele voll Sturm und Leiden in den Schoß warf.

Aber wenn ein schöner, gesegneter, sonniger Tag unter Gewittersturm endet, so ist der Tag doch schön, sonnig und gesegnet gewesen. So ist es denn unsere Pflicht wie unser Bedürfnis, über den dunkeln Ausgang dieses Lebens hinwegzuschauen und uns an den Inhalt dieses Lebens zu halten. Da dürfen wir es denn mit aller Zuversicht sagen: es war nicht bloß ein außerordentlich arbeitsvolles, es war ein gutes, tapferes, frommes, es war auch ein von Gott reich gesegnetes Leben. Wo man ihn recht kennen gelernt hat, in seiner Familie und in seiner Gemeinde, in Predigt und schriftstellerischer Arbeit, in Unterricht und Seelsorge, in Behörden und Vereinen, in Liebeswerken für Arme und Kranke, bei traurigen und frohen Anlässen — überall, im Bürgerhaus wie in der Hütte des armen Mannes, und hier ganz besonders, werden wir das einstimmige Urteil hören: den Pfarrer Brändli hatten wir herzlich lieb, so lieb wie uns noch selten ein Pfarrer und selten ein Mensch gewesen ist.

Und vom Verstand, von der Bildung und von der Frömmigkeit aller Urteilsfähigen hoffen wir und erwarten wir mit aller Zuversicht, sie werden über den rätselhaften Ausgang wegsehen und sagen: wir hätten ja für ihn, für seine Familie, für seine Gemeinde und für uns alle freilich

einen andern Ausgang gewünscht, aber der dunkle Ausgang ändert nichts daran, daß wir ihn ehren und lieben und ihm Ehre und Liebe und Dankbarkeit zeitlebens bewahren werden.

Am Grabe seines Bruders Emil hat der liebe Abgeschiedene vor anderthalb Jahren ausgerufen:

„Nun soll ich sagen: Leb' wohl, geliebtester Bruder, leb' ewig wohl? Ich kann es nicht. Ueber deinem Grabe höre eine Stimme ich rufen: Unverloren! Unverloren!“

Genau dasselbe fühlen und sagen wir über deinem Grabe, lieber Oskar Brändli: Unverloren! Unverloren!

Gott, der allein recht richten und trösten kann, der Gott, den wir in Christo Jesu unsern Vater nennen dürfen, er stehe der vaterlosen Familie, unserer schwer geprüften Gemeinde und allen Trauernden bei und lasse auch aus dieser Heimsuchung, wenn sie überstanden ist, einen Segen hervorgehen.

Der liebe Abgeschiedene selber weist uns darauf hin, wir sollen Vertrauen behalten, denn im schon erwähnten Brief steht unter anderm auch das Mahnwort: Freunde, verzeiht mir! Habt Erbarmen! aber laffet euch nicht entmutigen, und Gott wird wieder helfen!

Du Guter und Lieber, diese deine letzte Bitte an uns, wir wollen sie beherzigen und befolgen. Gott, der Gnädige und Barmherzige, helfe uns dazu und stärke uns darin!



Am Grabe.

(Rede von Pfarrer J. G. Birnstiel.)



Liebe trauernde Freunde!

Unser verewigter Freund hat vor wenigen Tagen, als seine Not am größten war, auf ein Blatt geschrieben, er habe kein Grab in Basel verdient und möchte seinen Freunden den Gang zu einem solchen ersparen. Nun sind alle seine Freunde da und keiner schämt sich dieses Ganges und jeder ist mit ganzer Seele dabei. Wenn man eben einen Menschen lieb gehabt hat und weiß, was man an ihm besessen, dann muß man zu ihm stehen, dann am allermeisten, wenn einem sein Bild vor der Seele steht, wie das Bild eines Armen, der bittende Hände aufhebt und spricht: „Schüttelt mich nicht ab! Suchet mich zu verstehen! Euere Liebe und Freundschaft ist mir ewig teuer!“

Im Namen der Freunde soll ich jetzt einen Kranz auf's Grab des Entschlafenen niederlegen. Ich will es tun mit zwei Worten, mit einem Wort des Dankes und mit einem stillen Gelübde.

Wir danken dir, du lieber Freund! Du bist uns ein guter Kamerad gewesen. Du hast mit jedem unter uns gefühlt, auch mit deinen jungen Kollegen, die erst lange nach dir nach Basel gekommen sind. Wo unser Leben

Arbeit war, da hast du uns das Beispiel eines auch in Ueberarbeit nicht murrenden Mannes gegeben. Wo unser Beruf einmal Kampf oder Anfechtung war, da tratest du freudig in unsere Reihen. Immer fröhlich, sogar über der Not deines eigenen belasteten Gemütes, nur damit wir fröhlich seien. Sieh, das vergessen wir dir nie und wir danken unserm Gott und dir dafür.

Wir danken dir, denn du bist uns auch ein guter Lehrmeister gewesen. Soll ich aufzählen, in wie vielen Dingen? Nicht mehr. Es ist genug geredet und geschrieben. Aber eines hole ich noch einmal heraus. Du hast uns Pfarrern nicht durch Worte, aber durch deine Haltung eine echt evangelische Lehre gegeben: „Seid um Gottes Willen keine Streber! Ihr habet euern Beruf verfehlt, wenn ihr die Zuhörer unter der Kanzel zählet und die Zahl euch zum Anlaß des Stolzes oder der Verstimmung werden lasset. Das Bewußtsein in sich tragen, ich bin in der vergangenen Woche zehn oder zwanzig armen Leuten etwas gewesen, das scheint zwar nicht viel und es ändert nichts an der Generalnote, die einer hat, wenn in allem Volk einmal das Urteil festverankert sitzt, „der gehört auch nicht zu den zugkräftigen Größen der Stadt!“ Nein, es ändert nichts und scheint nichts vor Menschen, aber es ist etwas vor Gott und vor dem durch Jesus geschärften Gewissen. Denn Jesus will nicht in erster Linie, daß wir schön und interessant predigen; er will, daß wir kreuztragende und kreuzerleichternde Menschen sind. Er will, daß wir uns müde arbeiten als dienende Menschen und dabei doch nicht fasten mit saurem Angesicht, sondern gesalbten Hauptes und freudigen Angesichtes durch des Lebens Drangsale schreiten. Du, lieber Freund, hast etwas von dem verstanden. Sieh', dafür danken wir

dir und noch mehr unserem Gott, der in deiner Schwachheit mächtig war!

Du bist uns sogar ein Seelsorger gewesen, ja, auch uns Pfarrern und Freunden. Du hast über das Dunkel dieser Dämmerungszeit, so lange du gesund warest, hinausgeschaut und eine Zeit der Hilfe und des Heils gesehen. Du hast in das, was du im Freundeskreise gesprochen, in das, was du auf der Kanzel und im „Protestantenblatt“ gesagt, ein sonniges, poesiereiches Gemüt gelegt. Du hast uns wieder und wieder durch die stille Tat gezeigt, daß der schwächste, ja sogar der trozigste Knabe in der Kinderlehrstube sehr liebenswert sei und daß es ein köstlich Ding sei, einem Pfarrer seine tiefsten Wurzeln da eingesenkt zu haben, wo viel Not ist und wenig Brot, viel Nacht und wenig Licht. Auch dafür danken wir dir von Herzen und noch mehr dem Vater, der dich getragen und erleuchtet hat.

Nun wollen wir aber nicht ohne ein ernstes Versprechen von dannen gehen. Du hast uns in deinen letzten Seilen gebeten, daß wir dir verzeihen. Ja, wir verzeihen dir im tief beschämenden Gedanken an unsere eigenen Fehler, die an deinem Grabe nicht aufhören uns Last und Gefahr zu sein. Nur eines können wir dir schwer verzeihen. Daß du uns nur zu Teilhabern deiner Freuden und deiner Gaben, aber entschieden zu wenig zu Teilhabern deiner verborgenen Leiden gemacht hast. Warum hast du so oft gepredigt im Sinn des Pauluswortes: „Einer trage des andern Last“, und hast in diesem Wort immer nur deine Pflicht gelesen, aber nicht dein gutes Recht an uns und unsere Bereitschaft dich zu trösten? Wenn wir nicht wüßten, daß dein Schweigen und Verbergen schon Krankheit war, wir hätten schwer, dir zu

vergeben. Nun aber tun wir's von ganzer Seele und legen dazu das Versprechen, das dich noch im Himmel freut: Das soll in Zukunft auch ein Stück unserer Freundschaft sein, daß wir etwas aufeinander ablasten in herzlichem Vertrauen und einer soll den andern suchen, wenn er einen Bruder nötig hat.

Wir versprechen dir ferner, weil du uns sterbend darum gebeten hast: „Wir wollen zusammenhalten und mutig sein im Gedanken, daß Gott uns helfe! Nicht nur wir Gesinnungsgenossen, wenn es gilt, für die Ueberzeugung einzustehen, die dir über alles lieb und teuer war, nein, wir Pfarrer überhaupt, im Angesicht einer Zeit, die mit so ungeheuren Aufgaben herantritt an unsern Stand und ruft: Nun stellet die dogmatischen Unterschiede und die Parteidifferenzen weit in den Hintergrund vor der Pflicht der Liebe zu den Armen. Wir wollen auch zusammenhalten als gute Eidgenossen, damit wir auch ein Bausteinlein rüsten für das Vaterland, das dir, wie du noch am Betttag bezeugt, so nah am Herzen stand.“

Dein letztes Wort in deinem Abschiedsschreiben hat geheißen: „Lebt wohl — auf ewig wohl!“ Gut, wir nehmen dich beim Wort. Wir machen daraus keinen sentimentalen Abschiedsgruß, denn süßliches Wesen war nicht deine Sache. Wir machen ein Manneswort daraus: Wo du es so schwer hattest und dir so wenig gönntest, da wollen wir auch nicht solche sein, die darauf sinnen, wie sie sich ausspannen und sich's bequem machen. Wir wollen nicht „wohl leben“. Aber daß wir gut, fromm und tapfer leben, so lang wir gesunde geistige und leibliche Kraft dazu haben, daß wir leben nach dem Sinn des großen Helfers, dessen Gnadenverheißung uns jetzt am meisten

tröstet auch über deinem Grabe, das sei unser größtes
Versprechen. Gott helfe uns!

Nimm als Zeichen unserer unaufhörlichen Dankbarkeit
und Freundestreue diesen Kranz, lieber Bruder. Wir ver-
gessen dich nicht. Der Herr segne und behüte dich!



Dankeswort des Kirchenrates.

(Gesprochen von Pfarrer A. v. Salis.)



Was der Mann, den wir in tiefer Trauer zu Grabe geleiten, persönlich gewesen ist und was er auf verschiedenen Gebieten geleistet hat, ist schon von anderen ausgesprochen worden, und ich will's nicht wiederholen. Aber ein kurzes Wort sei mir gestattet im Namen des Kirchenrates, welchem der Verstorbene über 19 Jahre lang als Sekretär treulich gedient hat. Er hat, gegen kleinen Entgelt, eine große und oft langwierige Arbeit mit Sorgfalt und Fleiß, mit Geschick und Takt und mit nie versagender freundlicher Dienstbereitwilligkeit getan. Selbst diejenigen Schreiben, welche abzufassen ihm kurz vor seinem Tode noch Auftrag war erteilt worden, hat er nicht unerledigt zurücklassen wollen. Mit Schmerz blicken auch wir auf seinen leergewordenen Sitz an unserem Beratungstische. Wie gar nichts sind doch alle Menschen! und ihre Herrlichkeit wie des Grases Blume!

Aber vergessen werden wir seine guten und freundlichen Dienste nicht. Und als kleines Zeichen großer Dankbarkeit und Anerkennung, lege ich diesen Kranz im Namen des Kirchenrats von Baselstadt auf sein Grab.



Nachruf.

(Am Grabe gesprochen von Martin Stohler, Präf. des Zwinglivereins.)



Hochverehrte Trauerversammlung!

Gestatten Sie hier an der Grabesgruft dem Zwingliverein und den zukünftigen Zwinglianern, den kleinen, einige Worte.

Es ist ja die Jugend, der der Verstorbene vor allem sein großes Herz geschenkt hat. Wie oft sah ich ihn durch die Straßen der Leonhardsgemeinde gehen; bald hier, bald dort eilte ein Bube mit leuchtenden Augen auf ihn zu und reichte ihm sein Händchen. Papa Brändli wußte ja immer ein paar liebe, freundliche Worte. An seinem Jubiläum war es mir vergönnt, ein herziges Briefchen der Kleinen zu verlesen, worin sie ihm von ganzer Seele dankten für alles Gute, das er an ihnen getan, für die schönen Geschichten, die er ihnen in den Kinderabenden erzählt. Den Jubilar hat diese Huldigung am meisten gefreut. Aus seinem Dankeschreiben sei nur die letzte Zeile erwähnt:

„Neh nimmt zum Schluß eui liebe Händli
Und seit vil tusig Dank ene Fründ, der Papa Brändli.“

Treten wir in die Kinderlehrstube. Wie heilig, wie ernst faßte er nicht seine Aufgabe auf. Mit welcher Begeisterung verstand er es, in uns den Sinn für alles Gute, alles Schöne zu wecken. Nach dem Unterricht ließ er seine Schüler nicht aus dem Auge, er begleitete sie in Gedanken auf ihrem Lebenswege. Wie manchen Jüngling, den alles

schon aufgegeben hatte, hat er verstanden auf den rechten Weg zu leiten. Acht Tage vor seinem Tode hat er uns von einem solchen erzählt. Wie leuchteten da seine Augen, war doch wieder sein unerschütterlicher Glaube an das Gute, das in jedem Menschen lebt, so glänzend in Erfüllung gegangen.

Um mit der Jugend in engerer Verbindung stehen zu können, hat er den Zwingliverein gegründet. Seine Ideale hat er hineingetragen. In unserer Mitte hat er die Sorgen des Tages vergessen. Uns allen ein lieber, guter Freund, hat er mit uns gearbeitet, hat er mit uns gelacht, hat er mit uns eingestimmt in sein Lieblingslied: „O mein Heimatland, o mein Vaterland!“

Er wird nicht mehr unter uns weilen, das getreue Vaterherz schlägt nicht mehr. Sollen wir darum unsere Hände müßig in den Schoß legen? Nein! wir wollen ihm ein lebendiges Denkmal sein. Sein unsterblicher Genius möge uns wie ein lichter Stern bei der Arbeit voranleuchten. Wir geloben es an deiner Bahre, unvergeßlicher Freund. Auch fernerhin wollen wir nach dem Schönen, dem Guten streben; auch fernerhin wollen wir dein von dir so heißgeliebtes Vaterland über alles lieben, auch fernerhin wollen wir uns gute Kameraden bleiben.

Du, dessen großes Herz im Kampfe für die Menschenliebe gebrochen ist, hast kurz vor deinem Tode eines unserer jungen Mitglieder zu dir gerufen. „Liebst du mich? Lieben mich die Zwinglianer?“ Die Jugend, sie antwortet dir mit einem freudigen „Ja!“ Die Zwinglianer sprechen:

„Getreuer Vater, wir werden dich lieben in Ewigkeit.“



Abschiedsworte.

(Gesprochen von Pfarrer Hans Baur.)



Der Schweizerische Verein für freies Christentum hat mich beauftragt, an diesem offenen Grab einen Kranz niederzulegen, dir, treuer Freund, als Dankesgruß und Ehrenzeichen.

Was du unserer heiligen Sache, im Volk eine geläuterte Religiosität auszubreiten, gewesen bist, das zu sagen, ist hier nicht der Ort. Es soll dir unvergessen bleiben, mit welchem reinem Schild und blankem Schwert du allzeit für die Sache der Freiheit und der Wahrheit eingetreten bist.

Auf der Kanzel von Arbon, wo ich dich zuerst gehört, hast du uns einst aus der Tiefe deines menschenfreundlichen Herzens heraus vom „Samstag, Sonntag und Montag“ geredet. Was ist es für ein Samstag, Sonntag und Montag gewesen, die du zuletzt verlebt! Was für verborgene Dualen hast du da nicht durchgemacht! — Eine Arbeitswoche lag hinter dir, reich an Garben, die es wohl wert gewesen, daß sie mit Sauchzen heimgeführt wurden. Aber ach, dein Feierabend ist dir in Blut und Tränen untergegangen. Der Tag des Herrn, der Geisterfrühling da oben, der große, klare, getroste, er fehlt dir nicht. Und wenn für dich nach Gottes Verheißung eine neue Lebens-

woche anbricht, so wirst du mit dem andern müden
Kämpfer, Hutten auf der Ufenau, sprechen:

Verteilt man droben auf den Sternen neues Lehn,
Wohlan, ich denke meinen Mann zu stehn.

Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Ver-
nunft, bewahre unsere Herzen in Christo Jesu, und hüte
dein Grab, Geliebter.



An Oskar Brändli.

Von Emil Aepli.



I.

Ein tapfer Herz, das nie den Kampf gemieden,
Und nie vor Seelenkämpfen ist gefloh'n,
Liegst du nach letztem Kampf nun da voll Frieden,
Als spräche dieser selbst dem Kampfe Hohn.

Es liegt wie ein Triumph auf deinen Zügen:
„Der Friede siegte über meinen Wahn —
„An diesem Frieden laßt es Euch genügen,
„Ihr Lieben all, so ich Euch weh' getan!“

Das tatest du — dein ganzes Herz voll Güte
Gabst du uns hin, reich hat es uns beglückt,
Doch als es Nacht dir wurde im Gemüte,
Behieltest du für dich, was dich gedrückt.

Das tat uns weh. — Hast du auf deine Gaben,
Auf deines Herzens Gold uns Recht verlieh'n,
So glaubten wir, mein Freund, auch Recht zu haben
Auf seine Not, auf seine Elegien. —

Die Armut weint. Sie hat den Freund verloren,
Der sie in ihrem Jammer aufgesucht —
Das Gute doch wird an des Todes Toren
Nicht selbst zum Staube, droben ist's gebucht. —

Und wenn dem Aermsten du, den Gram und Schmerzen
Zermalmen wolltest, wie ein Stern erschienst —
Er segnet dein Gedächtnis, seinem Herzen
War deine Seelengüte Gottesdienst.

Nicht wie man sonst sich schwerer Pflicht entledigt,
 Tust du die deine, nie an Liebe karg —
 Das ist das Herrlichste, was du gepredigt,
 Der ewig grüne Kranz an deinem Sarg.



II.

So ist's denn Nacht für dich auch, dem die Leuchte,
 Noch eh' es Abend war, zur Rüste ging,
 Weil vor der Sonne, wie für dich uns dächte,
 Schon längst der Leiden graue Wolke hing.

So ist's denn Nacht, wenn unter Blumenfränzen
 Der müde Freund im letzten Schlummer liegt,
 Und gibt es nichts, was an des Grabes Grenzen
 Den wilden Schmerz in sanftes Sehnen wiegt?

Hat seine Kraft das Korn, wenn's ausgedroschen
 Im Speicher liegt, auf ewig eingebüßt?
 Bleibt nichts von uns, wenn unser Licht erloschen,
 Nichts, was der andern tiefes Weh versüßt?

Die heil'ge Blut, die einst so schön gelodert,
 Daß sie mit Wonne jede Brust geschwellt,
 Ist sie, wenn unser Staubgewand vermodert,
 Denn tot, sie, die das ganze Sein erhellt?

Versinkt, was wir zur letzten Ruh bestatten,
 Hinunter in der Erde braunen Schoß
 Für immer dann im düstern Reich der Schatten?
 Ist nur der Schmerz allein so endlos groß?

Nein, etwas größ'res gibt es, dessen Nennung
 Schon wie Musik in wunden Herzen tönt,
 Und eine Macht, die uns selbst mit der Trennung
 Und mit dem Tod und mit dem Grab versöhnt.

Leib, was du warst, das werde wieder: Erde!
Nur Hülle warst du, die dem Geist sich lieb —
Das Bild entsteigt mit seliger Geberde
Der Gruft in der Vollendung Harmonie.

Daß es in schattenlose Lichtflut rückte,
Dies dunkle Thor ist's, das ihm dies erwirbt;
Und jede Rose, die die Gräber schmückte,
Verkündet's laut, daß nie die Liebe stirbt.

So schlaf denn wohl! Bald werden Rosen ranken
Um deine Säule, die vor Abend barst —
Und unser letzter Gruß sei noch ein Danken,
Ein herzliches, für das, was du uns warst!



Zum Gedächtnis.

Predigt, gehalten am 30. Sept. von Pfr. A. Altherr.



Jes. 45, 15:

Sürwahr, du bist ein verborgener Gott.

Verborgen soll Gott sein? Er offenbart sich ja immerfort, heute so gut wie vor Jahrtausenden, in Natur und Völkergeschichte, in den Schicksalen des Einzelnen, und ganz besonders im sittlich-religiösen Bewußtsein des Menschen. Allerdings. Durch die ganze Herrlichkeit der Schöpfung geht eine so laute Offenbarung Gottes, daß es kaum zu verstehen ist, wie es Menschen geben kann, die nichts davon merken; die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Beste verkündigt seiner Hände Werk; ein Tag sagt es dem andern und eine Nacht sagt es der andern. Nur die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott!

Aber in den Schicksalen der Menschen und der Völker, da wird die Sache schon schwieriger. Wohl sehen wir es im Allgemeinen: Gerechtigkeit erhöht ein Volk und die Sünde ist der Leute Verderben. Auch an den Schicksalen der einzelnen Menschen wird es einem etwa zum Greifen klar, daß im Guten immer ein Segen liegt und im Bösen immer ein Fluch. Man kann unmöglich daran zweifeln:

es gibt eine sittliche Weltordnung, und die Ordnung hat, so gewiß es eine Logik gibt, auch einen Ordner. Aber ich könnte unmöglich sagen, daß uns das in allen Fällen offenbar und deutlich wäre. Wir haben doch alle schon Schicksale wahrgenommen oder sogar selber erlebt, wo wir seufzend und zweifelnd fragten: Wo ist denn da eine sittliche Weltordnung? Wo ist denn da offenbar, daß es einen weisen und gütigen Gott gibt? Wenn Menschen, die gut, die seelengut sind, die ein ganzes Leben hindurch immer das Rechte und Gute getan, eine Gesinnung von unendlicher Liebe und Güte bewiesen haben, an ihrem Idealismus, an ihrer Seelengüte zu Schaden kommen und durch tiefe Abgründe des Leidens und der Qualen geschleppt werden, so klagen wir verblüfft und geschlagen: Fürwahr, du bist ein verborgener Gott!

Ihr merkt wohl, woran ich jetzt denke; Ihr denkt sicher an ganz das Gleiche, es ist uns ja unmöglich, an etwas anderes zu denken. Wir denken alle an die Trauer und den Schrecken, durch die wir in den letzten Tagen vollständig unerwartet gehen mußten. Noch vor wenigen Tagen hatten wir keine Ahnung davon, daß unser Pfarrer, Seelsorger und Freund im Grab liegen würde, und noch viel weniger konnten wir ahnen, daß er von uns gehen würde, ohne von irgend jemand, von Gattin und Kindern, Verwandten und Freunden, Abschied zu nehmen, daß er, vom Dunkel der Schwermut umnachtet, mit einer Seele voll Leiden und Qual in den selbstgesuchten Tod gehen würde. Dies Erlebnis nimmt unser Denken und Fühlen derart gefangen, daß wir heute hier unmöglich etwas anderes tun können, als davon miteinander reden.

1. Es sind nun 26 Jahre, daß ihn die Leonhards-gemeinde zu ihrem dritten Pfarrer wählte. Wir hatten

ihn, den damals erst 27-jährigen Mann, aus Gedichten und Auffäßen, die uns ganz hervorragend gedankenreich und gemütsstief erschienen, kennen gelernt, und hüten ihn zu kommen. Er konnte sich nur schwer entschließen, uns zu willfahren, und in seiner Antrittspredigt vom 28. November 1880 sagte er, welches sein schwerstes Bedenken sei. Die Wogen des kirchlichen Kampfes zwischen positiver und freisinniger Richtung gingen nämlich damals in Basel sehr hoch; wider seine Wahl erhob sich heftiger, man darf fast sagen wilder Widerstand, da sagte denn der junge Mann offen, „in meiner bisherigen Gemeinde war es mir vergönnt, Allen etwas zu sein, und selbst diejenigen, welche aus Gründen der Erziehung, der Angewöhnung, der gesamten Gemütsanlage meine freie Auffassung der christlichen Gedankenwelt nicht zu teilen vermochten, bezeugten mir durch ihre Teilnahme am Gottesdienst und an der Feier des hl. Abendmahls, daß sie keinen Grund hätten, mir die Hand christlicher Gemeinschaft zu verweigern. — Wird das bei Euch also sein?“

Nein, das fand er bei uns in Basel anders, ganz anders. Hier wartete auch seiner der Kampf, ein Kampf, der damals noch ein heißer und wilder war; aber er stand ein in den Kampf und kämpfte recht, und es ist etwas vom Größten, das von ihm kann gesagt werden, daß er nie im Geringsten seine freie Ueberzeugung, die er in der Schule Biedermanns gewonnen, mit einem einzigen Wort verleugnet oder versteckt hat; er führte den Kampf auf die ehrlichste Art, mit offenem Visir und blankem Schild, mit hellfunkelndem Geist und bei aller Neigung zu Witß und Ironie doch immer gutherzig. So war denn Gott mit ihm. Er hat sich die allgemeine Achtung erworben, und an seinem Grabe haben auch Männer von ganz

anderer religiöser Richtung ihn eine Anima Candida genannt und um ihn getrauert. Warum hat denn dieser redlichste Mensch, den ich kennen gelernt, durch so furchtbar viel Leid müssen, daß es ihn niederbeugte und brach? Fürwahr, du bist ein verborgener Gott!

2. Das zweite, was wir an ihm bewunderten, war die Treue. Lasset es mich bei diesem Anlaß hier einmal sagen: es geht eine irrtümliche Meinung durch Stadt und Land: der Pfarrer habe nur am Sonntag ein bißchen zu arbeiten, aber die Woche durch könne er ausruhen. Das kann höchstens in kleinen Landgemeinden ein wenig zutreffen, aber in Städten ist man die Woche durch ein sehr beschäftigter Dienstmann.

Es sind Wochenkinderlehren zu halten, und der liebe Verstorbene hatte große Klassen wie mancher andere, wie auch ich, und Knaben in den Flegeljahren sind nicht immer leicht zu führen; auch wenn sie einen Lehrer sehr lieben, gibt es doch etwa Aergern.

Es gibt die Woche durch Kasualien, Taufen in den Kirchen und Taufen in den Häusern, die oft recht weit entfernt liegen. Es gibt Hochzeiten und Begräbnisse. Der Verstorbene hatte ungefähr so viel wie wir andere, und er gehörte nicht zu denen, die nur hinstehen und den Redefluß hinströmen lassen können; er mußte sich für jede, auch die kleinste Amtshandlung, genau vorbereiten wie ich, wobei er zartfühlend und liebevoll auf spezielle Umstände und Verhältnisse und Bedürfnisse einging, damit die Herzen und Gewissen auch etwas davon hätten und Gottes Wort nicht leer zur Erde falle.

An Besuchen wird er das Jahr durch auch etliche hundert gemacht haben, Besuche bei Eltern, deren Kinder den Unterricht versäumen oder verlockt werden; Besuche in

den Familien, wo es zwischen Eltern und Kindern und Geschwistern Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten gibt; Besuche bei Armen und Kranken, zumeist bei solchen Kranken, wo mit dem Erkrankten der Verdienst ausbleibt, die Not einkehrt, und für die nötige Pflege gesorgt werden muß. Viele solche Besuche kosten nicht bloß Zeit, sie bringen auch Gemütsbewegungen und Seufzen, weil das Elend so viel größer ist als unsere Kraft zu helfen.

Und kehrt man heim von solchen Besuchen, so sind Leute da, die warten, die ihre Anliegen, oft sehr schwere und auch wunderliche Anliegen haben. Der liebe Verstorbene wurde in dieser Beziehung mehr in Anspruch genommen als viele andere. Weil er bekannt dafür war, daß er gern half, wurden der Hilfesuchenden von Jahr zu Jahr mehr. Er war in seinen Audienzen etwa wie eine belagerte Stadt, und natürlich befanden sich unter denen, die ihn belagerten, auch etwa solche, die von ihm als Pfarrer nichts wissen wollten, die er das ganze Jahr nie in der Kirche sah, die ihn aber benutzten zum Geldleihen, zu Gesuchen um Empfehlungen und zu Bürgschaften.

Dann gibt es für jeden von uns fast jede Woche Sitzungen von kirchlichen Behörden, in Sachen der Armen- und Krankenpflege, des Frauenvereins und anderer Vereine, kirchlicher oder gemeinnütziger Art. Daraus ergeben sich Gänge und Schreibereien genug. Der liebe Verstorbene war 20 Jahre hindurch Kassier unseres Frauenvereins, fast ebenso lang war er Sekretär des Kirchenrates, auch Vorsteher unseres Kirchengesangvereins, Vater seines Zwinglivereins und Mitglied der Kommission für Klosterflechten und dergleichen mehr.

Auch gehören wir einer religiösen Richtung an, die noch immer nicht unbestritten dasteht. Neben der Kelle

müssen wir gelegentlich auch an's Schwert greifen. Auch da hat der liebe Verstorbene sich nicht versteckt, sondern seinen Mann gestellt, 15 Jahre lang die Chesredaktion des Protestantenblattes geführt, Vorträge gehalten und mit einem Herzen voll Friedensverlangen sich zur Wehr gesetzt, und alles gründlich und treu, furchtlos und tapfer getan.

Begreifen wir jetzt, warum des Nachts in seiner Studierstube das Licht meist so spät noch brannte?

Es ist uns Stadtpfarrern am Samstag Abend sehr oft zu Mute, es wäre recht angenehm, wenn's Morgen einen Ruhetag gäbe, aber am Sonntag geht es das ganze Jahr durch an die Hauptsache, und die Gemeinde darf verlangen, daß ihr Pfarrer das Beste gebe, dessen er fähig ist; daß er immer frisch und froh, anregend und packend, auch in einer für Gebildete anziehenden Form das Wort Gottes verkünde, es so verkünde, daß die so unendlich verschieden gestimmten Zuhörer etwas davon haben!

Allen diesen Anforderungen hat der liebe Verstorbene redlich nachzukommen versucht. In seiner Kinderlehrstube schrieb er für seine Schüler jede Woche einen guten Spruch auf die Wandtafel, und der letzte Spruch, den er hinschrieb, der jetzt noch dortsteht, den wir nicht auswischen werden, lautet:

Es ist ein tiefer Segen,
Der aus dem Worte spricht:
Erfülle allerwegen
Getreulich deine Pflicht!

Das war sein Leitstern in einem Leben voll Treue. Warum muß denn solch ein treuer Mann in den Jahren der besten Kraft erkranken? so krank werden, daß er auf einmal keine Pflicht mehr erkennen kann? sich allen Pflichten

entzieht und erklärt: Verzeiht mir! ich kann nicht anders! ich muß gehen! Fürwahr, du bist ein verborgener Gott!

3. Aber das, was den lieben Verstorbenen am meisten auszeichnete, war seine große Liebe. Seine Treue war nicht bloß eine Treue gegenüber Gesetz und Ordnung und Amtspflicht, bei ihm quoll sie aus einer liebevollen Gesinnung. Er stand ganz auf dem Boden des paulinischen Wortes: „in Christo Jesu gilt nur der Glaube, der durch die Liebe tätig ist“; „wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts!“ und zwar schenkte er seine Liebe in erster Linie nicht den Guten, Braven, Tadellosen, Gerechten, sondern seine größte Liebe wendete er an die Armen, an die Kuriosen, an die Verschupften, alles glaubend und hoffend und duldend an die Unartigen. Er hatte darin viel von der Art Pestalozzi's. Wenn er einem Knaben etwas Ernstes zu sagen hatte, so zog er ihn zu sich heran, legte ihm den Arm um seine Schulter, sah ihm ins Auge und redete väterlich mit ihm. Er glaubte, daß in jedem Menschen noch ein Funke des Guten sei, der sich entzünden lasse zum Feuer der Rettung. Wie unser Herr und Heiland glaubte er an die Güte Gottes und an die Güte des Menschenherzens, und wenn er sich täuschte, so ließ er sich nicht beirren und sagte mit Gerock:

Und warf ich manchmal auch mein Brot in's Wasser,
 Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht —
 Mich macht ein Schelm noch nicht zum Menschenhasser,
 Es reut mich nicht.

Ja, wenn man sie alle versammeln könnte, die er auf bessere Wege gebracht, denen er durch seine Empfehlung zu einer Stelle verhalf, für die er schriftlich und mündlich um Geduld bat, wenn sie sich etwas hatten zuschulden

kommen lassen — das gäbe eine große Schar; und sie würden etwas vom Größten sagen, was man von einem Menschen sagen kann: Er hatte uns lieb wie ein rechter Vater seine Kinder liebt; er stand für uns ein und half uns kämpfen den guten Kampf, auf den alles ankommt.

Warum muß denn solch ein Pestalozzi ähnlicher Mann, warum muß ein so wahrhaftiger Jünger Jesu derart an den Boden kommen, derart von Melancholie umnachtet werden, daß er seinem ganzen vorhergegangenen Leben widerspricht und sich losreißt von Gattin und Töchtern und Sohn, sich losreißt von allen Schülern und allen Freunden, ohne ein Wort des Abschieds, hingehet und seine Nächsten und Liebsten in den tiefsten Schmerz hinabstößt — der Rücksichtsvollste auf einmal rücksichtslos? Der Liebreichste auf einmal wie gefühllos und kalt? Der, den alle verehrten, auf einmal ein dunkles Rätsel? Fürwahr, du bist ein verborgener Gott!

4. Nun versuchen wir noch eine Antwort auf die Frage, warum eine ideale, seelengute, liebevolle Gesinnung oft so hart durch muß. Wir wissen es nicht, aber wir vermuten, es sei darum, damit die Liebe, indem sie leidet, uns in ihrer ganzen Größe erscheine. Wenn Tugend, Seelengüte und Liebe sich immer lohnen würde, immer mit Erfolg, mit Gesundheit und Glück belohnt würde, so würde Tugend und Liebe zu einem einträglichen Geschäft und wäre nichts Großes mehr daran. Wenn hingegen Liebe leidet und Tugend einen Weg voll Dornen gehen muß — das verklärt die Liebe und die Tugend.

Angewendet auf unsern lieben Verstorbenen heißt das: Seit wir ungefähr ermessen können, was er gelitten haben

muß, erscheint uns sein Arbeiten, Helfen und Trösten in einem ganz neuen Licht.

Wir lernen es erst jetzt in seiner ganzen Größe verstehen und schätzen. Der liebe Freund wird uns durch das, was er litt, noch lieber als er uns schon war; wie auch Jesus mit seinem Predigen von der Liebe Gottes nie die Welt überwunden hätte; erst in seiner Dornenkrone und am Kreuz sieht er die Menschheit ihm zu Füßen liegen und ihn verehren.

Somit wird uns der verborgene Gott auch hier wieder ein offenbarer Gott.

Wenn der liebe Verstorbene weniger zart Sinnig und feinsühlend gewesen wäre, so wäre er nie dahin gekommen, so schwere Anklagen gegen sich selbst zu erheben; er wäre dann nicht melancholisch geworden und in einen selbstgesuchten Tod gegangen; er wäre dann nicht wegen einer Bagatelle verzweifelt und hätte nicht geschrieben, er habe kein Grab in Basel verdient, man soll ihn in dem Dorfe begraben, in dessen Nähe seine Leiche gefunden werde.

Und eine Folge seines feinen Gefühles ist es wieder, daß er in seinen letzten Worten an seine Freunde keinen Menschen anklagt, auch nicht gegen Gott murrte, sondern nur bittet: laßt euch nicht entmutigen! haltet treu zusammen! und Gott wird weiter helfen. So sei es!



Zentralbibliothek Zürich



ZM03412614

